

Zeitschrift: Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein
Band: 5 (1943)
Heft: 12

Artikel: Mein Schwarzbubenland
Autor: Grolimund, Imma
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-860967>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FÜR DIE HEIMAT

JURABLÄTTER VON DER AARE ZUM RHEIN

5. Jahrgang

1943

12. Heft

Mein Schwarzbubenland.

Von Imma Grolimund.

Ich liebe das schöne Ländchen, in dem ich geboren bin, und obwohl ich fern von ihm lebe, fühle ich mich durch Geburt, Abstammung und einen treuen Freundschaftskreis aufs innigste mit ihm verbunden.

Mein Schwarzbubenland!

Für die meisten Nichtsolothurner hat diese Benennung für die beiden solothurnischen, im Nordwesten des Kantons liegenden Bezirke Thierstein und Dorneck einen eigentümlichen, fast unerklärlichen Klang, denn nichts in seinem Bereich ist schwarz oder dunkel. Im Gegenteil, Berge, Täler und Landschaften sind mit Ausnahme einiger Wintermonate das ganze Jahr grün und entzücken den Beschauer durch ihre Farbenpracht und stille Schönheit.

Wenn aber bei der Benennung *Schwarzbubenland* doch irgendetwas auf «schwarz» hingewiesen haben musste, so waren es wohl die langen schwarzen, meist zwilchenen Sonntagskittel und die breitrandigen schwarzen Hüte, wie sie noch im letzten Jahrhundert von den Männern getragen und wie sie vielleicht noch heute im hintersten Winkel von Grossvaters Kleiderschrank hängen. Die Tabakspfeife jedoch, die zu dieser besondern Mode gehörte wie das Tüpflein aufs i, war braun oder aus bemaltem Porzellan, und der Rauch, der daraus aufstieg, war grau, grau wie aller Dunst und alle Theorie.

Die grossen Reisebücher — was vielleicht eher ein Glück ist — haben das schmucke Ländchen bis heute noch gar nicht richtig entdeckt, und die ganz vornehmen Reisenden, die unser Land im Autocar oder eigenen Wagen durchjagen, wissen gar nicht, dass das Schwarzbubenland zu den lieblichsten Gegenden der Schweiz gehört.

Es liegt zwischen Passwang und Blauenkette, stösst im Norden beinahe an die Tore Basels und konnte südwärts gerade noch den Tatzen des zugreifenden «Bären» entrinnen. Als geographisches Ganzes sieht es ziemlich zerrissen aus, und wer es auf Schusters Rappen durchwandert, befindet sich alle nasenlang auf dem Boden eines andern Kantons. Doch der echte Wandervogel gibt sich von diesen kleinlichen, grenzpolitischen Wahrheiten keine Rechenschaft. Er zieht seine Strasse und geniesst die Stunde. Der engherzige Kantönlicheist ist mehr Sache des Talbewohners selbst. Er weiss aus begreiflichen Gründen, dass die von Laufen und Grellingen Berner, die von Aesch und Arlesheim schon Basellandschäftler, aber die von Bärschwil, Büsserach, Breitenbach, Dornach und vielen anderen Ortschaften echte Schwarzbuben sind.

In der gegenwärtigen, durch den Weltkrieg bedingten Lage ist jeder Fleck Erde angebaut. Aecker, Wiesen, Felder und Gärten ziehen sich bis zu

den felsgekrönten Jurabergen hinauf. Wer seine Blicke nach den obersten Zinnen der langgestreckten Kämme richtet, kann aus der Ferne oft gar nicht unterscheiden, ob das helle Gestein, das die grünen Wälder überragt, Ueberreste zerfallener Ritterburgen aus dem ehemaligen Sisgau oder natürliche Falten und Lagerungen sind, die wie von Zyklophen Händen erst aufeinandergelegt und dann wieder auseinandergerissen erscheinen. Naturschönheiten bilden eine ununterbrochene Augenweide.

Aber nicht nur das Auge des Wanderers gerät fortwährend in neues Staunen, sondern auch sein Ohr lauscht mit Behagen auf die verschiedensten Töne und Stimmen.

Da ist vor allem die Birs, die mit ihren vielen Fluss- und Bachkindern dem Rhein entgegenrauscht. Jedes dieser Wasserlein singt ein besonderes Lied. Von Bärschwil herunter gluckst der kurzweilige Dorfbach. Vom Passwang her schwatzt sich die Lüssel ihren langen Weg durch Enge und Weite. Nach Grellingen hinunter zieht sich in wunderschöner, geradezu romantischer Umrahmung das malerische Kaltbrunnental mit seinen zahllosen kleinen und grossen Wasserfällen. Auch das Pelzmühletal hat seine entzückenden und dazu noch sagenumwobenen Winkel. Und — wo kein Bach plätschert, singen die einheimischen Vögel. Bis Johanni verkündet der Kuckuck, den man in der Nähe grösserer Städte gar nicht mehr hört, schon von fünf Uhr an dem Neugierigen die Anzahl der Jahre bis zu seiner Hochzeit, die Dauer seines Glückes oder die Jahre bis zum Läuten des Sterbeglöckleins. Daneben klagen, trillern, schlagen und frohlocken Amseln und Lerchen, Meisen und Finken aller Art vom ersten Frühlingstag, bis der Herbst beginnt, in allen Tonarten und Tempi.

Wenn ich bis jetzt den Leser meist nach der rechten Talseite schauen liess, möchte ich ihn nun auch nach links blicken lassen. Der langgestreckte, von einem blaugrauen Dunst umwobene Jurazug, der ihn für lange Zeit begleitet, ist der vielgenannte Blauen. Auf seiner Rückseite und mehr westlich von ihm liegen noch zwei ganz vom Kanton Solothurn abgetrennte Stücke des Schwarzbubenlandes, die sogenannten Enklaven. Ganz draussen an der Nordwestspitze und schon völlig vom Elsass eingekreist, liegt die Kirchgemeinde Rodersdorf, die als Grenzort eine je und je bewegte Geschichte hinter sich hat und auch heute einsam und abgeschnürt im Kriegs- und Weltgeschehen fast ein Eigenleben führen muss. Der Bahnzug ist gesperrt und die Frage der Pilgerscharen aus dem Nachbarland nach dem Weg zu «Notre Dame de la Pierre» wird kaum mehr gestellt.

Vom Grenzort Rodersdorf führt der Weg zu unserer Lieben Frau im Stein den «Bärg» hinauf. Er ist stellenweise sehr holperig, wie Pilgerwege eben sein mussten, aber gleichzeitig auch abwechslungsreich. Noch immer blinkt die Sonne durch die hohen Baumwipfel, und helle Lichtreflexe huschen über dichtgesäte Föhrennadeln und knorriges Wurzelwerk. An manchen Stellen entzückt zarte Juraflora mit ihren lebhaften Farben. Je nach Jahreszeit gibt es auch Reste von Himbeeren oder Steinbeeren abzuzupfen. An warmen Tagen summen Bienen und pelzüberzogene Hummeln um Busch und Strauch. Am nahen Aehrenfeld stehen Feuermohn und Schafgarben. Baldrian und Brennesseln umwuchern das Weggestrüpp, und wer sich tiefer zur Erde bückt, findet



Bürschwil

Zeichnung von August Cueni.

Ehrenpreis und Augentrost. Fast eine Stunde braucht es, bis die Fassade der Klosterkirche zum Vorschein kommt.

Die Muttergottes in Mariastein wurde schon seit Ende des vierzehnten Jahrhunderts in einer unterirdischen Felsengrotte verehrt, das Kloster jedoch und der Bau der Stiftskirche wurden erst nach dem dreissigjährigen Krieg begonnen. Damals kam Abt Fintan Kieffer aus dem Kloster Beinwil im Lüsseltal der grösseren Sicherheit wegen mit einer kleinen Schar ergebenen Amtsbrüder an den bereits durch Ueberlieferungen weitumher bekannten Wallfahrtsort. Nach vielen Kriegsnöten und kulturkämpferischen Streitigkeiten wurde das Kloster in den Siebzigerjahren des letzten Jahrhunderts aufgehoben. Heute jedoch steht die Stiftskirche stark renoviert und von neuen Impulsen durchweht wieder lebendig in dieser haltlosen Zeit, die alle menschlichen Ideale zu verwüsten droht, und bedeutet für manche suchende Seele den einzig sicheren Zufluchtsort.

Wohl keiner, sei er Tourist oder Pilger, verlässt die Stätte, ohne die lange breite Treppe hinunter in die in Felsen gebaute Kapelle, den Mittelpunkt der alten Ueberlieferungen des Gnadenorts, geschritten zu sein.

Von Mariastein führt eine gute Strasse über Metzleren auf die Passhöhe des Blauen hinauf. Die militärischen Wachen und Wohnbaracken, die seit Kriegsbeginn an der Strasse stehen, machen keinem, der ein gutes Gewissen hat, bange. Vom Sattelpunkt aus und während dem ganzen Abstieg wird der Ausblick auf die südwärts liegende Jurawelt von fesselnder Gewalt. Wie

aus einer Versenkung steigen die Ketten und Kuppen in die Höhe, während die Schritte langsam in die Tiefe führen.

Einer der charakteristischsten Gipfel ganz in der Nähe ist der Stürmenkopf, auf dem schon die Römer einen wichtigen Beobachtungsposten errichtet hatten, um im Falle eines unvorhergesehenen feindlichen Einbruchs durch Feuerzeichen ferner umliegende Militärlager möglichst rasch zu alarmieren.

Nach einem tüchtigen Marsch bergab ist das Städtchen Laufen an der Birs mit seinen zwei alten Toren ohne jede Schwierigkeit erreicht. Es liegt auf Bernerboden, aber schon von weitem wird Breitenbach, der Hauptort des Bezirks Thierstein, sichtbar. Wer nach der Ankunft in dieser schmucken Ortschaft noch Lust hat, bis zum neuen Bezirksspital und Altersheim hinaufzusteigen, wird sich reichlich belohnt fühlen. Von der Anhöhe aus kann er mit einem Blick fast das ganze Schwarzbubenland umfassen. Bis zum Passwang reihen sich die Ketten und Kuppen an- und hintereinander. Keine riesengrossen Hotels mit Drahtseilbahn und Lift, mit Tennisplätzen, Strandbad und feenhafter Beleuchtungspropaganda verlocken den Wanderer zu neuen Fahrten. Was jedoch seine Jurasehnsucht unwiderstehlich zum Glühen bringt, sind die wallenden Wälder, die samtgrünen Wiesen und die zerstreut darinliegenden Bauernhöfe. Rings um die Gehöfte reift das Korn. Von den Bergweiden läuten die Herdenglocken. Vom Quell ertönt ein Lied, ein Jauchzer, der sich im Widerhall verdoppelt. Dort oben gibt es vielleicht auch noch ein Glas Milch für den Dürstenden, ein Stück Brot für den Hungrigen oder gar eine dünne Scheibe Speck für den Anspruchsvolleren. Doch will ich keinen den Mund wässrig machen. In unseren Tagen ist alles und überall nur zeitgemäss.

Unser Wanderer hat sich inzwischen auf eines der Ruhebänklein oben am Waldrand gesetzt und kann sich an der Weite des Landschaftsbildes gar nicht sattsehen. Vor lauter Schauen ist ihm auch gar nicht bewusst geworden, dass die Sonne langsam dem Blauenkamm entgegensinkt. Eine glutrote Kugel, die nicht mehr blendet, ist sie jetzt, und auf einmal ist nur noch der obere Rand des scheidenden Gestirns sichtbar. Ihr Abschied vergoldet die ganze Gegend ringsumher und verleiht ihr unwirkliche Schönheit.

Und o Wunder! Drüben, wo die hohen Bäume aus dem niederen Gehölz ragen, ist mittlerweile eine Rehgeiss mit ihren zwei schon grossen Jungen aus dem Dickicht herausgetreten. Welch köstliches Bild des Friedens!

Die Wälder des Schwarzbubenlandes sind reich an edlem Wild. Nicht ohne Sinn führten die Grafen von Thierstein eine Hindin im Wappen. Jägerei, Tourneire und Kriegshandwerk waren der beliebte Zeitvertreib der ehemaligen Burgenbesitzer. Die nennenswerten Ueberreste des Schlosses Thierstein, das einst stolz und gebietend den Eingang ins Lüsseltal bewachte, ist übrigens vom Ruhebänklein aus gerade noch sichtbar. Die Franzosen haben es 1798 in aller «Brüderlichkeit» zur Ruine gemacht. Vor einigen Jahren hat die Sektion Basel des Schweizer Alpenklubs die Burg für Sonntagsbummler und Burgenfreunde wieder aufgemauert. Wenn nicht schon die Nacht herein-sänke, und der Himmel — der nirgends im Thiersteinerland so weit und unendlich erscheint wie gerade über Breitenbach — nicht schon begänne, seine



Beinwil

Zeichnung von August Cueni.

Sternenwunder aufleuchten zu lassen, könnte der Wanderer nach einem stündigen Marsch auf der Schlossruine der ausgestorbenen Thiersteiner gemütlich bei Bier und Neuenburger sitzen und auf das Wohl des Schwarzbubenlandes anstossen.

Es ist nicht möglich, das Schwarzbubenland in einem einzigen Tag zu durchwandern. Auch ein geübter Fussgänger mit Rucksack und dicken Schuhsohlen nehme sich wenigstens eine Woche Zeit.

Vom Schloss Thierstein aus führt eine Musterstrasse mit Postautoverkehr auf den Passwang und weiter. Sie folgt meist dem Lauf der schmalen Lüssel, die dem Wanderer nie davonrennt, sondern in beschaulicher Weise, fast wie in einem Traumzustand von den wunderlichsten Dingen aus ihrem Talgrund erzählt, so von Höhlenbewohnern, die vor Tausenden von Jahren in den Felsenlöchern wohnten und eine Menge ihrer mühsam von Hand hergestellten Werkzeuge aus Stein und Knochen zurückliessen. Sie erinnert sich auch der Römer, die an mancher Stelle nach Erzen gruben, an die Alamanen, an Pest und wildes Kriegsgeschrei, das oft mitten in arbeitsreichen Erntezeiten die Talruhe störte. Weder die Mannen der Thiersteiner noch die Gebete der Benediktiner im Kloster Beinwil vermochten jeweilen die Eindringlinge von Raub und Schändung abzuhalten. Das Kloster wurde wiederholt gebrandschatzt. Abt Fintan Kieffer ist ja gerade dieser Unsicherheit wegen 1648 mit seinen Mönchen nach Mariastein gezogen.

Aber da nun einmal auf unserer Erde kein Land in ewigem Frieden leben kann, weil Leben — Kampf bedeutet, hatte das Schwarzbubenland

als Grenzgebiet in Kriegszeiten oft schwer zu leiden. So waren 1444 die zügellosen Armagnaken streckenweise durch seine Gaue nach St. Jakob an der Birs gezogen und machten auch nachher das Leimental noch jahrelang unsicher. Auch die für die Eidgenossenschaft so wichtige Schlacht bei Dornach (1499), durch die endlich die völlige Ablösung vom deutschen Reich erkämpft worden war, wurde, wie schon der Name sagt, im Schwarzbubenland ausgefochten. Im dreissigjährigen Krieg sodann lagerten und lungerten die «Schwedischen» ein ganzes Jahrzehnt im Leimental und quälten das Bauernvolk bis aufs Blut. — Ein anderer schwerwiegender Eingriff in das friedliche Dasein der fleissigen Bauernbevölkerung war der Einfall der Franzosen 1798. Schon waren die «Freiheitsbringer» auf dem Wege nach dem Passwang mit der für uns verhängnisvollen Absicht, jenseits durch die Klus ins Mittelland einzudringen, als sie von den Schwarzbuben zurückgeschlagen werden konnten.

Auch die Reformation schlug Wunden und verursachte innere Verwirrung. Dazu kamen zahllose mehr lokale Händel und Reibereien. Aber immer wieder erholte sich das Ländchen dank der Arbeitsamkeit und inneren Lebenskraft seiner Bewohner.

Fast hätte ich vergessen zu erwähnen, dass sich an allen Talstrassen bis an den Saum der Wälder schmucke Dörfer wie Perlen an einer Schnur aneinanderreihen. Es ist eine wahre Freude, sie zu durchschreiten. Sie zeugen sprechend von Fleiss und Familiensinn der Einwohner, die vielfach neben ihrer landwirtschaftlichen Beschäftigung oft weite und mühselige Wege bis zu den Fabrikschloten der verschiedenen Industriepätze zurücklegen müssen.

Nicht zuletzt muss noch gesagt werden, dass das Schwarzbubenland auch einen bedeutenden Gesund- und Jungbrunnen besitzt. Genau am Fusse des Moränenhügels, auf dem in Meltingen die kleine Wallfahrtskirche mit

«Maria im Hag,
die alles vermag»

steht, sprudelt eine schon seit Jahrhunderten bekannte Mineralquelle aus dem gipshaltigen Boden. 1666 schrieb der solothurnische Chronist Haffner darüber: «Es ist ein lustig Bad, erwärmt die kalten Nerffen, zerteilt die Flüss, stärkt den blöden Magen und befördert die Dauung.» Nach einer andern alten Badschrift sollen kinderlose Baslerdamen das Meltingerbad häufig aufgesucht haben, um durch den Gebrauch des heilsamen Wassers, das heute unter dem Namen «Meltina» überall getrunken wird, den längst erwünschten Kindersegen zu erlangen.

Seit Haffners Zeiten ist das Bad schon wiederholt umgestaltet und erneuert worden. Der heutige Betrieb kann am besten als «heimelig» bezeichnet werden. Im Sommer ist es gewöhnlich von Badegästen, die Heilung von ihren verschiedenen Schmerzen suchen, recht gut besetzt. Im Winter erscheinen die Skifahrer mit ihren Brettern, und während der Jagdzeit ist um den gut geheizten Ofen köstliches Jägerlatein im Schwang. Da Meltingen nicht nur körperliche Erholung bringt, sondern als Wallfahrtsort die Kranken auch in seelischer Beziehung zu beeinflussen vermag, sind schon Heilungen, die geradezu als Wunder bezeichnet werden können, vorgekommen.



Meltingen. Zeichnung von August Cueni.

Es ist klar, dass ein Ländchen, das eine ununterbrochene Kette unverwüstlicher Naturschönheiten und freundlicher Dörfer aufweist, auch geistige Kräfte hervorbringen muss. Und in der Tat hat fast jedes Dorf entweder seinen Dichter, einen Maler oder Forscher. Kalender, Heimatbücher und Zeitschriften kommen heraus, die auf geistige Mitarbeit angewiesen sind. Daneben besteht eine namhafte Beamtenschar, aus deren Mitte die höchsten Aemter, die unser Schweizerland zu vergeben hat, nach langem Für und Wider, d. h. nach gründlicher Prüfung, zum Teil besetzt werden.

Das Schwarzbubenland verfügt auch über ein bestgeregeltes Schulwesen. Neben den Primarschulen gibt es auch vielbesuchte Bezirksschulen, die ihre Schüler für die Kantonsschule vorbereiten.

Auch die meisten Besitzer grosser Industrien, die einer zahlreichen Arbeiterschaft zum täglichen Brot verhelfen und soziale Fragen nach Möglichkeit zu lösen suchen, tragen dazu bei, den geistigen Anteil am Schicksalsleben des Ländchens zu heben.

Ganz besonders beliebt war früher im Schwarzbubenland der Volksge- sang. In den Feierabendstunden zogen ganze Reihen froher Mädchen singend und Arm in Arm auf der Dorfstrasse auf und ab, bis die Betzeitglocke zur Heimkehr mahnte. Und wenn ich das grosse Glück hatte, meine Schulferien bei Grossmütterchen zu verbringen, war ich immer mit Begeisterung dabei, wenn sich unsere Jungmädchengefühle im einfachen Lied oder in einer vielstrophigen Singballade in die sommerliche Abendstimmung hinein ergossen.

Noch heute fliegen meine Gedanken urplötzlich in die breite Dorf- gasse meines Jugendparadieses, wenn die eine oder andere jener Melodien unvermutet an mein Ohr schlägt, und ein unabweisbares Verbundenheitsgefühl jubelt dann fast vermessen in mir:

M e i n Schwarzbubenland!